

(Nachdruck verboten.)

69) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Nancy wartete im Ulmenhaus auf Pete. Sie versuchte ihn ins Bett zu treiben.

„Machen Sie, daß Sie rasch hinauf kommen,“ sagte sie. „Decken Sie sich warm zu, und ich will dann Ihre Sachen unten ans Feuer hängen.“

Er hatte sich nicht wieder oben zu Bette gelegt, seit Käthe fort war.

„Ach was! Bin an kein Bett mehr gewöhnt“, antwortete er. „Hab' immer auf dem Stiebelboden geschlafen, wo der Wind übers Strohdach fährt, — erinnern Sie sich!“

Um aber nichts Ungewöhnliches in seinem Benehmen durchblicken zu lassen, ging er diesmal doch die Treppe hinauf, aber —

„Federbetten sind weich,
Gemalte Zimmer sind gut —
Doch bei 'nem Ruß von der Liebsten
Sich's am herrlichsten ruht.“

Der Regen fiel noch immer, das Meer brauste, der Nachtwind erschütterte die Mauern des Hauses und durchstobte die Stadt. Pete war durchnäßt und müde, er sehnte sich nach trockenen Kleidern und nach Ruhe in einem warmen Bett.

„Und doch ständ' ich auf und ließe weit,
Wißt' ich zu finden die liebste Maid!“

Die lange mit Gewalt bewahrte gläubige Zuversicht brach endlich zusammen. Er konnte sich nicht länger täuschen. Käthe war fort, verloren, er würde sie nie wieder in die Arme schließen.

XV.

Wenn Käthe an ihren Mann dachte, den sie verlassen hatte, empfand sie kein niederdrückendes Gefühl der Scham. Sie hatte ihn unglücklich gemacht, aber selbst nichts dadurch gewonnen. Im Gegenteil, sie erlitt eine Einbuße, sie hatte sich die Trennung von ihrem Kind auferlegt. Und den harten Schlag, der ihn traf, zu mildern, hatte sie den zärtlichsten Gefühlen ihres Herzens Gewalt angethan. So oft sie an Pete dachte und an ihr schweres Unrecht gegen ihn, erinnerte sie sich an dieses Opfer, weinte sie über diese Trennung. Damit entschuldigte sie vor sich selbst ihr Verhalten gegen den Gatten. Hätte sie auf Kosten von Petes Leiden ihr Glück erkauft, so würde sie vielleicht tiefe Reue empfunden haben; aber sie hatte nichts erlangt als Erniedrigung und dafür das teuerste ihrer Bande auseinander gerissen.

Damals, als sie, erfüllt von leidenschaftlicher Zuversicht, gesagt hatte, daß es keine Erniedrigung, keine Schande für sie geben könne, so lange sie Philipps Liebe besäße, hatte sie noch nichts geahnt von der allmählichen Herabwürdigung eines Lebens im Dunkeln, unter falschem Namen, in einem erlogenen Verhältnisse; von einem Leben unter demselben Dache mit Philipp und doch nicht an seiner Seite, nicht von ihm anerkannt — versteckt und verborgen. Selbst in dem Augenblick jenes Geständnisses hatte sie in der geheimsten Tiefe ihres Herzens, wo ihre Vorliebe für seine Bildung lag, und der Wunsch, eine Dame zu sein, die Hoffnung gehegt, daß Philipp einen Ausweg finden würde aus dem erniedrigenden Verhältnis, und es ihr auf irgend eine Weise ermöglichen, offen an seiner Seite zu leben; wie, wußte sie selbst nicht; ein ärgerliches Aussehen hätte sie aber wenig gekümmert. Sie wäre doch stolz und glücklich gewesen, wenn nur Philipp ihr eigen war.

Philipp hatte diesen Weg nicht gefunden, doch großte sie ihm deshalb nicht. Sie hatte angefangen zu erkennen, daß die Hauptschande ihrer Verbindung nicht auf ihr, sondern auf ihm lastete. Seit sie in Philipps Hause lebte, war seine Manneswürde gesunken. Sie vermochte nicht, ihre Augen gegen diesen raschen, sittlichen Verfall zu verschließen und erkannte sehr wohl, daß er die Folge ihrer Gegenwart war. Die Täuschungen, die Ausflüchte, die kleinen Notbehelfe, die

jeder Tag bei jeder Gelegenheit, jedem zufälligen Ereignis von ihm forderte, drückten ihn immer tiefer herab. Und als sie sich dessen bewußt wurde, bemächtigte sich ihrer eine neue Furcht, die bitterer war als jede Erniedrigung, vernichtender als jede Schande, die Furcht, daß er aufhören werde, sie zu lieben; der entsetzliche Gedanke, daß er dahin gelangen könne, sie zu hassen, wenn er erkannte, wie tief sie ihn hinabgezogen hatte.

XVI.

Von Lynwald zurückgekehrt, blieb Philipp in seinem Zimmer. Von Zeit zu Zeit trat er ans Fenster, welches halb offen stand, denn die Luft war dumpf und schwer. Ein feiner Sprühregen fiel von dem grauen Himmel und das Tageslicht fing an zu schwinden. Die Grabsteine unten glänzten naß, die Bäume tropften, der Kirchhof war verlassen. In einer Ecke an der Mauer lag der scharfzantige Holzdeckel, welchen der Totengräber über ein offenes Grab zu legen pflegt. Doch nicht lange, so thaten die eisernen Thore sich auf und ein Leichenzug erschien. Er bestand aus drei Personen und einem unbedeckten Sarg aus Fichtenholz. Einer der drei war der Totengräber, der zweite der Geistliche, der dritte ein Polizeidiener. Der Totengräber und der Polizeidiener trugen den Sarg an die Kirchenthür, welche der Geistliche öffnete. Er trat in die Kirche ein, die beiden andren folgten. Gleich darauf ertönten drei Glockenschläge und einige Minuten später setzte sich der Leichenzug wieder in Bewegung und wendete sich dem offenen Grabe an der Mauerecke zu. Der Holzdeckel ward weggenommen, der Sarg hinabgelassen; der Polizeidiener küstete seinen Helm, und der Totengräber legte zerstreut die Hand an die Mühe. Dann öffnete der Geistliche sein Buch und schloß es wieder. Die Leichenfeier war zu Ende. Eine halbe Stunde arbeitete der Totengräber noch allein in dem strömenden Regen und schaufelte die Erde in das Grab zurück.

„Ein Verlassener,“ dachte Philipp — „ein Mensch ohne Angehörige, ohne Heimat und Namen.“

Er ging geräuschlos die Treppe zu dem oberen Stockwerk hinauf, wie ein Schatten durch das Haus gleitend. An einer Thüre, gerade über der seinen, klopfte er mit schwerer Hand und eine Frauenstimme antwortete ihm von innen:

„Ist jemand da?“

„Ich bin's,“ sagte er, „ich komme, Dich zu besuchen.“ Dann öffnete er die Thür und schlüpfte hinein. Das Zimmer glich dem seinigen in jeder Beziehung, nur war es etwas niedriger und enthielt ein Bett. Eine Frau stand darin mit dem Rücken gegen das Fenster, als hätte sie in den Kirchhof hinab gesehen und sich nur eben umgewendet. Es war Käthe. Sie hatte Philipp erwartet, und auf sein Kommen gelauscht, aber doch überwältigte sie jetzt die Verwirrung. Als er auf sie zuging, stolperte er auf dem Fußboden; da erhob sie die Augen vom Boden.

„Du bist krank,“ sagte sie. „Setz Dich. Soll ich nach dem Cognac klingeln?“

„Nein,“ antwortete er. „Wir haben einen harten Tag in Lynwald gehabt — voll Unruhe und Aufregung; ich bin müde, weiter nichts.“

Er setzte sich auf den Betttrand und blickte hinaus in den Regenschleier, der schräg durch die Luft an dem eckigen Kirchturm hinwehte.

„Ich war vor zwei Tagen in Ramsey,“ sagte er, „und komme, Dir davon zu erzählen.“

„Ach!“ senkte sie, die Hände faltend, und blickte ebenfalls hinaus. Dann fragte sie mit zitternder Stimme: „Ist Mutter wohl?“

„Ja — ich habe sie nicht gesehen, aber sie hält sich tapfer.“

„Und — und —“ die Worte blieben ihr in der Kehle stecken, „und Pete?“

„Es geht ihm gut, wenigstens was die Gesundheit betrifft.“

„Du meinst, daß er ein innerlich gebrochener Mann ist?“ Tief Atem holend, erwiderte er: „Wenn Du ihn hörtest, würdest Du denken, er wäre froh und wohlgenut.“

„Und die Kleine Katharine?“

„Auch sie ist wohl. Ich habe sie nicht wach gesehen. Es war spät und sie lag schon in der Wiege. So rosig und frisch und schön!“

„Mein Herzblatt! Und sie sah auch sauber aus? Sie wird gut versorgt, nicht wahr?“

„Es könnte gar nicht besser für sie geforgt werden.“

„Mein süßes Kind! Ist sie gewachsen?“

„Ja. Sie sprachen davon, ihr bald kurze Kleider anzuziehen. Nancy ist wie eine zweite Mutter für sie.“

Käthe klopfte erregt mit dem Fuß auf die Diele. „O, warum kann ihre eigne Mutter nicht —“ fing sie an, setzte aber mit unsicherer Stimme hinzu, „doch das ließe sich wohl nicht einrichten. — Haben ihre Augen eine andre Farbe bekommen? Sind sie noch blau? Aber sie schlief, sagtest Du. Mein Herzenskind! War es sehr spät? Neun Uhr? Gerade neun? Ich habe zu dieser Zeit an sie gedacht. Zwar — ich denke immer an sie; aber ich erinnere mich daran, weil ich die Glocke schlagen hörte. Sie wird nun in ihrem Bettchen liegen, dachte ich, gebadet und rein und so niedlich in dem Nacht Kleid mit der kleinen Krause! O mein süßer, süßer Engel!“

Ihre Rede war wirr und abgebrochen. „Glaubst Du, daß ich sie nicht eher sehen werde, bis — werde ich sie noch kennen, wenn — es nützt freilich nichts, daran zu denken. — Ist ihr Haar wie — was für eine Farbe hat ihr Haar, Philipp?“

„Blond, ganz blond, so blond wie meines war.“

Sie drehte sich um und stand ihm Auge in Auge gegenüber. „Philipp! Philipp!“ rief sie: „warum kann ich meinen Liebling nicht selbst haben? Es würde ihr hier ganz gut gehen. Ich wollte sie schon ruhig halten. O — sie sollte Dich sicher nicht stören. Und ich wäre so glücklich, wenn ich mein kleines Rätchen zur Gesellschaft hätte. Die Zeit wird mir manchmal recht lang, Philipp; und ich könnte den ganzen Tag mit ihr spielen. Und dann des Nachts, wenn sie in der Wiege läge, könnte ich kleine Sachen für sie nähen, Kleidchen und Schürzchen und —“

„Unmöglich, Käthe, unmöglich!“ sagte Philipp.

Sie sah nach dem Fenster hin. „Ja,“ sagte sie mit erstärkter Stimme, „es hieße jetzt wohl sie stehlen, wenn wir sie wegholen wollten! O, gütiger Himmel! Eine Mutter, die ihr eigenes Kind stiehlt! Habe ich mich so schwer versündigt, bin ich so weit weg von meinem unschuldigen Engelchen? Mein Kind! mein Kind! meine kleine Katharine!“

Ihr Busen wogte und sie sagte mit hartem Ton: „Ich glaube wohl, daß sie mich für eine schlechte Mutter halten, weil ich es andren überlassen habe, sie zu hegen und zu pflegen, sie täglich und stündlich zu sehen, ihr Körperchen zu baden und ihr goldenes Haar zu kämmen, in ihre blauen Neuglein zu schauen und all ihre lieben, niedlichen Mienen und Geberden zu beobachten. — O ja! ja!“ sagte sie mit wachsender Erregung, „ich glaube wohl, sie denken schlecht von mir.“

„Sie denken nichts als Gutes von Dir, Käthe, nichts als Liebes und Gutes.“

„Sie sah hinaus in den Regen, der ohne Aufhören fiel, und sagte leise: „Erzählt Pete noch immer dieselbe Geschichte, daß ich nur auf kurze Zeit fort bin, daß ich zurückkommen würde?“

„Er schreibt jetzt Briefe an sich und sagt, daß sie von Dir kämen.“

„Von mir?“

„Ganz einfach und natürlich, ganz auf seine Weise, voller Liebe und Glück. — Ich bin so glücklich und so behaglich — o, es ist jammervoll. Er ist wie ein Kind, er argwöhnt nicht das geringste. Du wärest wohlter, hättest viel Vergnügen und dächtest daran, bald wieder nach Hause zu kommen. Schicktest auch Küsse und Geschenke für das Kind und Grüße an alle. Auch für mich stehen allerlei Mitteilungen darin. „Dein treues und liebendes Weib“ — o, es ist schrecklich!“

Käthe bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, „Und sagt er das jedermann?“

„Zarwohl: das ist ja der Zweck der Briefe. Er will dadurch Deinen Namen rein und in Ehren halten, und Dein Platz soll frei bleiben, so daß Du jederzeit zurückkehren kannst und die Lästerung Dir nichts anhaben darf.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Toilettenzimmee im Ministerium. Der Minister, Habile, Friseur. Der Minister (im weißen Friseurmantel) zu Habile, der ihm einen Handspiegel reicht: So ist's recht, lieber Habile. Doch halt, ich glaube, auf der rechten Seite sind drei oder vier Haare noch ungleich; Sie müssen sie ein wenig kürzen.

Habile: Sehr wohl, Excellenz (schneidet).

Der Minister: Sagen Sie, lieber Habile, ich mache mir manchmal ernstliche Sorge darüber und habe mir schon oft den Kopf zerbrochen: Warum wachsen die Haare immer ungleich, eines schneller, eines langsamer? Was mag der liebe Gott damit bezwecken? Es ist doch eigentlich unvernünftig. (Nachsinnend.) Nein, das ist nicht das Rätsel. Das Unbegreifliche ist vielmehr, warum unsre Männerhaare überhaupt wachsen, da man sie ja doch immer wieder abschneidet. Das ist doch eine Verschwendung, das hat keinen Zweck. Da kann man wahrhaftig an der Weisheit der Weltordnung zweifeln. Sagen Sie, lieber Habile, was denken Sie darüber?

Habile: Was sollten wir armen Haarschneider dann wohl anfassen, wenn die Haare nicht wachsen würden!

Der Minister: Sehr wohl. Sie haben das richtige getroffen. Ein sociales Motiv ist bestimmend gewesen. (Gerührt.) Es liegt ein köstliches Stück Lösung der socialen Frage darin, daß das Wachstum der Haare vielen tausend fleißigen und geschickten Händen Brot gewährt. Man sollte wahrhaftig nie zweifeln. Es hat alles seinen tiefen Grund.

Habile: Ein wenig den Kopf waschen, Excellenz?

Der Minister: Bitte . . . (Habile gießt Naprin auf den Kopf und frohrtet ihn tüchtig.) Wissen Sie, lieber Habile, daß die wenigen Stunden, die ich Ihnen täglich widmen kann, die einzigen sind, da ich mir selbst gehöre, da ich sozusagen ein Mensch sein kann. Wenn Sie ahnten, wie anstrengend das Regieren ist (Seufzt) . . . Trocken Sie gut ab. Bei dem kühlen Wetter erkalte man sich leicht die Kopfhaut. Was sollte der Staat dann anfangen, er kann nicht entbehren . . . Noch trockner, noch trockner! . . .

Erster Geheimrat (haftig eintretend): Excellenz!

Der Minister: Ewige Störung. Was giebt's denn . . . (zu Habile) Ja, ein wenig Rosenöl . . . Also, ich höre!

Erster Geheimrat: Es läßt sich nicht mehr verdecken. Wir schließen den Etat mit einer Unterbilanz von 100 Millionen ab, gering gerechnet.

Der Minister: Geben Sie die Bilanz Herrn Habile, der wird sie frisieren. Im übrigen muß man so etwas mit Fassung und Gottvertrauen ertragen. Es giebt einmal schlechte und gute Zeiten, fetts und magere Kühe — es ist genug Del. Ziehen Sie bitte den Scheitel recht gerade und genau in der Mitte! Gestern entdeckte ich eine kleine Krümmung in der Linie; das wirkt unästhetisch — also, wie gesagt, magere Kühe. Die Sache wird schon wieder besser werden. Na, und wenn erst das Reich die Pölle hat, kriegen wir auch etwas von dem Segen. Schließlich sage ich immer wieder: Man spare an der Eisenbahn! Die Arbeitslöhne sind übermäßig gestiegen. Adieu, mein lieber Geheimrat, möge Gott Ihren Ausgang segnen! (Der Geheimrat ab.)

Der Minister: Sie sehen, unsereiner hat niemals Ruhe. Immer regieren, immer regieren! Um jede Kleinigkeit wird man gestört. Ein Deficit von 100 Millionen. Unerträglich! Hab ich sie ausgegeben? Wenn die Sache nicht so unerheblich wäre, ich würde mich wirklich ernstlich ärgern, daß man mich wegen solcher Lumperei sogar bei der Toilette belästigt. Aber so sind die Geheimräte. Man hat nichts wie Aerger von ihnen. — Zarwohl, Pomade, viel Pomade, Pomade ist die Hauptsache. Sie giebt dem Haar einen so milden Glanz, einen so feinen Duft. Es ist ein rechter Segen, daß der liebe Gott die Pomade wachsen ließ!

Habile: Wenn Excellenz den Kopf ein wenig senken wollen! Ich sehe da am Hals noch ein kleines vergessenes Härchen!

Der Minister (erschrocken): Nur fort damit, das würde die ganze Harmonie stören! Der zweite Geheimrat stürzt herein. — Ach, was giebt's schon wieder? . . . Recht weich büirsten, lieber Habile!

Der zweite Geheimrat (erregt): Wissen Excellenz schon?

Der Minister: Die Bürste ist doch etwas hart, weicher, weicher — wie ein Hauch. — . . . Ich weiß nichts.

Der zweite Geheimrat: Ein entsetzliches Eisenbahnunglück. 180 Menschen getötet und verwundet.

Der Minister: Ja, ja, das kommt vor. Wir Menschen sind eben alle sterblich. Ein Glück nur, daß ich nicht Eisenbahnminister bin, da müßte ich mich jetzt an Ort und Stelle begeben. . . . Gewiß, Sie werden wohl die widerspenstige Lokomotive mit dem Brenneisen zur Reason bringen müssen. Aber vorsichtig, ja nicht zu heiß! . . . Also, 180 Menschen sagten Sie, höchst bedauerlich, in der That. Man muß sich überlegen, ob nicht die Personentarifse zu erhöhen sind. Dann fahren nicht so viel Menschen, und kommen folglich auch nicht so viel um. Giebt's sonst was Neues, Herr Geheimrat?

Der zweite Geheimrat: Die Sache ist aber auch für uns fatal. Der Unfall ist zweifellos auf die Sparsamkeit zurückzuführen. Schlechtes Material. Und dann hat man erst — auf unsre Veranlassung — im vorigen Monat das Streckenpersonal vermindert. Man wird sagen . . .

Der Minister: Ansum. Die amtlichen Untersuchungen haben bereits jetzt ergeben, daß die Unachtsamkeit eines Unterbeamten die Schuld trägt. Teilen Sie der „Norddeutschen“ mit, daß

das Personal auf unsre Veranlassung sogar seit fünfzig Jahren um volle zehn Prozent gewachsen ist . . .

Der zweite Geheimrat: Aber im vorigen Monat —

Der Minister: In der Statistik muß man immer mit großen Perioden rechnen. Fügen Sie noch etwas von der aufregenden Agitation der Socialdemokratie ein, die die Pflichttreue der waderen Beamten untergräbt und deshalb für den Unfall verantwortlich zu machen ist. Grüßen Sie Ihre verehrte Frau Gemahlin! (Der zweite Geheimrat ab.)

Habile: Den Bart etwas ausziehen? Ich habe hier eine neue Bartbinde. Höchst originelle Erfindung: Reichsmusterstickung!

Der Minister (interessiert): Das Ding sieht wirklich sehr vertrauenerweckend aus. Wissen Sie, ich bewundere die Menschen, die fähig sind, derlei zu erfinden. Die sind doch die eigentlichen Träger der Kultur und Führer der Nation. (Sentimental): Wenn ich einmal die Würde meines Amtes von mir werfen kann, wenn das Vaterland meiner Dienste nicht mehr bedarf, dann möchte ich wohl (feierlich) eine Geschichte der Bartbinde schreiben. Das wäre eine große Aufgabe!

Habile: Es würde mich äußerst interessieren, Excellenz Wert zu lesen!

Der Minister: Ich schicke Ihnen ein Exemplar! Ehrenwort! (Habile legt die Bartbinde um.)

Der dritte Geheimrat (atemlos): Die Einberufung des Ministerrats steht unmittelbar bevor.

Der Minister: Warum?

Der dritte Geheimrat: Es ist jeden Augenblick die Kriegserklärung zu erwarten. Ich fürchte, es wird ein Weltkrieg sich entwickeln. Die Zukunft ist dunkel, furchtbar dunkel.

Der Minister (erhaben): Der Krieg ist eine Einrichtung Gottes, er ist ein Stahlbad für erschlafftes Blut, er ist — die Bartbinde sitzt zu fest, Habile — er ist der große Erzieher der Völker. Bestellen Sie aber bitte dem Präsidenten, daß er den Ministerrat nicht vor dem Frühstück einruft. Ich muß meine Mahlzeiten regelmäßig einnehmen; das hat mir der Arzt streng angeordnet. (Der dritte Geheimrat ab.)

Der Minister: Diese ewigen Belästigungen fangen an unerträglich zu werden. Die Bartbinde scheint wirklich vorzüglich zu sein. Und dabei ist nichts los in der Weltgeschichte, (gähnt gelangweilt), es passiert nichts. Wissen Sie nichts Neues?

Habile: Haben Sie gehört, daß Prinz Ottokar die kleine Lillini eingemietet hat?

Der Minister (sebhast): Ei, das erste, was ich höre. Das ist ja äußerst, aber äußerst interessant! Das ist doch dieselbe kleine Krabbe, die vorher der reiche Mosesjohn gehabt hat, der vom Stahltruf?

Habile: Dieselbe! Es ist übrigens eine entfernte Nichte von mir. Daher weiß ich die Sache zuverlässig. Der Prinz ist so verschossen, daß er sie sogar heiraten will — zur linken Hand natürlich.

Der Minister (feurig): Der Tausend! Das ist ja ungemein, ganz ungemein spannend. Und so was erfährt man nicht. Heiraten will Hoheit die kleine Lillini! Er hat Recht. Der Weg des Herzens! Unter uns gesagt, es ist ganz gut, wenn mal frisches Blut in die Familien hineinkommt!

Habile: Und Mosesjohn wird ihr eine ausländige Aussteuer mitgeben.

Der Minister: Das ist ja ganz ausgezeichnet. — Prinz Ottokar macht sein Glück . . . (der vierte Geheimrat schreiet gemüßlich herein) . . . Ach, Verehrtester, was bringen Sie? Sehen Sie sich. Sie haben immer einen ganzen Sack voll Reuigkeiten.

Der vierte Geheimrat: Nichts Sonderliches heute. Es hat sich nichts ereignet. Höchstens eine Kleinigkeit, der Geheimexpedierende Sekretär Lehmann hat wieder geheiratet.

Der Minister (stirnrunzelnd): Er hat mir keine Mitteilung von seiner Absicht gemacht. Ich bin sehr ungehalten, daß einer meiner Beamten so auf eigene Faust . . .

Der vierte Geheimrat: Er hat wohl in seinem Liebesdusel nicht daran gedacht.

Der Minister (wichtig, streng): Er hat an seine Pflicht zu denken. Ich beharre auf dem Recht, daß meine Beamten mir mitteilen, wenn sie heiraten wollen. Man wird ihm einen Verweis erteilen. — Was ist sie für eine Geborene?

Der vierte Geheimrat: Gar keine Geborene.

Der Minister (großend): Was?

Der vierte Geheimrat: Sie ist Arbeiterin gewesen!

Der Minister (mühsam sich beherrschend): Ausgezeichnet! Und der Herr Vater?

Der vierte Geheimrat: Auch Arbeiter, Vafnarbeiter!

Der Minister (in aufstogender Wut): Militärverhältnis?

Der vierte Geheimrat: Er hat es leider nicht einmal bis zum Befreiten gebracht.

Der Minister (brüllend): Und das wagen Sie mir alles so ruhig ins Gesicht zu sagen? (Er reißt die Bartbinde ab, schleudert sie in die Ecke, springt auf und rast im Zimmer umher, dunkelrot im Gesicht, in steigendem Zorn.) Dieser Lehmann ist sofort seines Amtes zu entsetzen. Nein, das genügt nicht. . . Er muß ins Zuchthaus, aufs Schafott. . . Er hat den ganzen Beamtenstand geschändet . . . die Grundlagen der Monarchie erschüttert . . . der . . . der (schnappend) . . . Was stehen Sie hier noch herum? Es ist höchste Eile. Man rufe den Ministerrat sofort zusammen, den Bundesrat,

den Kronrat, das Parlament. . . Man konfiguriere die Truppen in der Kaserne, nein, das ist nicht ausreichend, die Armee muß mobil gemacht werden, unverweilt . . . Dieser Lehmann muß mit eiserner Faust niedergeschlagen werden . . . oh Lehmann . . . Blut, Mache . . . Tod . . . (Er stult ohnmächtig zusammen.)

Habile (schreiend): Hilfe, Hilfe . . . er stirbt mir unter den Händen.

Der vierte Geheimrat (salbungsvoll): Im Dienste des Vaterlandes, ein Opfer der Pflicht . . . J o o.

Kleines Feuilleton.

ee. **Ami.** Anna hieß sie, Ami wurde sie genannt. Ami war der Standa des Hauses, darüber waren sich die übrigen Bewohner vollständig einig, wenigstens die Bewohner „von vorn heraus“.

Wenn die Damen sich auf der Treppe trafen, kam das Gespräch jedesmal auf Ami. Man nannte den Namen nur im Tone höchster Entrüstung. Ach ja, diese Ami — knapp fünfzehn Jahre alt und schon ein Verhältnis, so jung und so verdorben.

Die Kanzleirätin schlug die Augen gen Himmel. „Und wenn's noch ihr erstes Verhältnis wäre, es ist aber schon ihr zweites, und er soll Buchhalter in dem Geschäft sein, wo sie lernt.“

„Am Sonntag war sie mit ihm im Zoologischen,“ erzählte die Lehrerin, „ich weiß es von meinem Mädchen, und er hat ihr sogar das Abendbrot bezahlt.“

„Sie geht auch mit ihm tanzen,“ wußte das alte Fräulein aus dem ersten Stod.

Wenn es weiter nichts wäre, ereiferte sich die Lehrerin. Er macht ihr aber auch Geschenke. Mein Mädchen hat mir's erzählt, 'n goldnen Ring hat er ihr geschenkt und sie ist noch stolz drauf und zeigt ihn überall; es ist empörend.“

„Und die Toilette, die sie trägt,“ grollte die Kanzleirätin, „vorigen Sonntag sogar weiße Schuh; ist Ihnen so was vorgekommen? Solch Launmädchen, solche Waschrautochter, und 'n weißen Hut und weiße Schuh.“

„Na man kann sich ja denken woher sie es hat! Das so was überhaupt in einem unständigen Hause gebudet wird!“ sagte das alte Fräulein, „die Wirtin müßte sie hinauswerfen.“

„Ach, daß es die Mutter überhaupt leidet,“ meinte die Lehrerin. „Den Stod genommen und die Zähne verhauen, das wäre das einzig Richtige.“

„Na ja, die Mutter,“ die Kanzleirätin lachte höhnisch, „die ist womöglich noch froh, daß ihre Tochter was geschenkt kriegt.“

„Man müßte aber doch mit der Mutter reden,“ meinte das alte Fräulein, „man müßte ihr vorstellen, was aus ihrer Tochter wird. So wird doch im Leben nichts aus ihr.“

„Ja reden Sie nur,“ die Kanzleirätin zuckte die Achseln. „Ich werde mir den Mund nicht damit verbrennen. Ueberhaupt die Mütter aus den Kreisen, die wollen ja nichts andres, die sind zufrieden, wenn ihre Töchter sich 'rumtreiben, dann fällt womöglich auch noch was für sie ab.“

„Man müßte aber doch mit ihr reden,“ beharrte das alte Fräulein. „Die Müller ist sonst doch 'ne anständige Frau, und daß sie was amimmt, glaube ich nicht.“

„Lassen Sie sich nur von ihr Bescheid sagen.“

„Na ich werde sie mir mal vornehmen,“ entschied die Lehrerin. „ste holt sich morgen Wäsche, da werde ich ihr mal ins Gewissen reden.“

Am andern Tage sprach die Lehrerin mit der Müllerin. Sie sprach sehr lange, sehr wohlgehezt und sehr erbaulich.

„Sie müssen es doch einsehen, Müllerin, was soll denn aus Ami werden? Noch nicht mal sechzehn, solch' dummes Ding, und läuft alle Abend mit dem Bengel weg und kommt nach Litternacht erst nach Hause, das dürfen Sie doch nicht leiden.“

„Ja, ja, Frau Wehdinger . . .“ Die Müllerin seufzte etwas, aber sie antwortete nicht. Sie nickte vor sich hin und machte sich offenbar eigne Gedanken, erst nach einer Weile fuhr sie fort: „Ja, die Ami, die Müdel! Jawoll, Frau Wehdinger, 's is ja nich recht! Was soll man denn aber machen mit se? Mausehmeißen? Nees! Dazu hat man sein Kind zu lieb und dem wird se ooch ganz schlecht.“

Die Lehrerin geriet in gerechte Entrüstung.

„Was Sie mit dem Mädchen machen sollen? Was jede vernünftige Mutter mit solcher Tochter macht! Haben Sie denn keine Macht über se?“

„Ja, ja, Frau Wehdinger, aber . . .“

Die Lehrerin ereiferte sich immer mehr: „Was lassen Sie denn das Müdel noch fort, wenn sie abends aus der Arbeit kommt? Geben Sie ihr 'n Stricktrumpf in die Hand. Solch' Jöhr, das gehört ins Haus!“

„Ja, ja, Frau Wehdinger, 's is man bloß . . .“

Die Müllerin wurde immer verlegener.

„Und wenn se nu'n ganzen Tag auf de Fabrik war, denn will se doch auch 'n Abend frische Luft haben. Und Sie gehn mit Ihre Töchter's 'n Tag spazieren, aber unsereens lamm's doch mich, und hu'n Abend ooch noch zu thun. Und erst hat se immer gesagt, se geht bloß auf 'n Wörtcher Platz mit 'ne Freundin und denn kommt es raus, se hat 'u Herrn aus 't Comptoir und zieht mit dem los.“

„Und da sind Sie stille zu?“ Frau Wehdinger setzte sich in Postur: „Da lassen Sie sie nun auch so ruhig zuhen, und was aus ihr wird, ist Ihnen ganz gleich! Oder denken Sie, 's wird was Gutes?“

„Aber was soll ich denn mit sie machen?“ In dem wellen Gesicht der Waschfrau begann es zu zucken: „Aue und wie Frau Wehdinger nun auch sind, und grade als ob ich nicht genug geredet hätte. Variert sie mir denn?“ Sie begann jetzt zu schluchzen. „Und einmal habe ich sie sogar verwickelt und denn is sie jar nich nach Haus gekommen und bei 'ne Freundin gelieben und hat gesagt, sie kam nie wieder, und nu sagen die Damens noch, id wär schuld! Und id gräme mir so.“

„Schuld haben Sie auch trotz allem, Müllern!“ Frau Wehdinger nahm eine strenge Miene an. „Die Mutter muß eine Autorität sein für die Kinder. Und wenn die Mutter sagt: Ich will das nicht, dann hat die Tochter nichts andres zu wollen. Autorität, Müllern, Autorität das ist das einzige was hilft, Schließen Sie die Jöhre doch einfach ein, dann wird sie schon zu Hause bleiben müssen.“

„Ich kann sie doch aber nich 'n ganzen Tag einschließen!“ Die Müllern schluchzte stärker. „Ich muß sie doch auf Arbeit lassen, und wenn sie denn nu wieder nich nach Haus kommt und überhaupt nicht mehr? Da uee, Frau Wehdinger, und die Autorität! Sie können Ihre Kinder geben was sie brauchen, denn haben sie Respekt. Aber unsre Jöhren müssen verdienen, und wenn sie denn erst noch abgeben müssen, denn ist mit 'n Respekt ganz und jar aus, denn heeßt et einfach zu de Eltern, was wollt Ihr denn, wir thun, was wir wollen!“

„Aber dabei gehen die Kinder unter,“ schrie Frau Wehdinger. „Müllern, das sind ja schredliche Ideen, wenn Sie so denken — natürlich . . .“

„So denkt man ja nich, so is et einfach,“ sagte die Müllern, und sie sagte es mit einer Art philosophischer Ergebenheit. Sie schnürte ihre Wäsche zusammen und nickte wieder: „Ja so is et, Frau Wehdinger. Sie haben 's Geld und die Zeit, da können Se Ihre Kinder jut erziehen und dett is 'n Glück; aber sehen Se Frau Wehdinger, dett Glück haben nich alle und die, die arm sind, schon janich!“ Und die Müllern senzte noch einmal aus tiefster Brust. —

ss. **Aus der Werkstatt der Nahrungsmittel-Fälscher** macht Hofrat Dr. Forster in Blauen in der Zeitschrift für „Oeffentliche Chemie“ interessante Enthüllungen. Zunächst wendet er sich gegen gewisse Limonaden, die als solche in den Handel gebracht werden. Er hat im Verlaufe seiner Untersuchungen überaus häufig Getränke zu prüfen gehabt, die ohne jede Verwendung von Fruchtstäben hergestellt, trotzdem aber gewöhnlich als Himbeertimonaden bezeichnet waren. Dr. Forster tritt dafür ein, daß solche Getränke stets die Aufschrift „Limonade aus künstlichem Saft“ oder „Künstliche Brauselimonade“ tragen sollten, und zwar in deutlich erkennbarer Schrift. Harmlos ist die genannte Mischung immerhin im Vergleich zu dem Bestreben gewisser Gewürzhändler, minderwertige Erzeugnisse unter einer irreführenden Bezeichnung zu verkaufen. Dr. Forster hat die sonderbarsten Beispiele dafür gesammelt. Vor allem wendet er sich gegen den Verkauf von teilweise ausgezogenem Ingwer, der entweder als solcher überhaupt nicht oder als „extrahierter Ingwer“ bezeichnet wird, eine Aufschrift, die das Volk jedenfalls nicht über die Minderwertigkeit der Ware aufzuklären geeignet ist. Gefärbte Eiermudeln werden häufig nicht als gefärbt gekennzeichnet. Allerdings hat die schärfere Aufsicht in neuerer Zeit viele Fabrikanten dazu genötigt, die Färbung auf den Etiketten zuzugestehen, sie haben sich aber oft genug geschickt darüber hinweggesetzt, indem sie entweder nur auf einer Seite der Kiste unter Arabesken die Worte: „Mit Farbzusatz“ in möglichst kleiner Schrift einbremen, oder gar nur einen kleinen Zettel in die Kiste legen, auf dem sich vielleicht die Aufschrift findet: „Nicht als ungefärbt bezeichnete Teigwaren sind nach altem Herkommen mit leichtem unschädlichem Farbzusatz versehen.“ Es ist ganz klar, daß es sich hier um eine Umgehung der zu Gunsten der Volksnahrung getroffenen Vorschriften handelt. Ähnlich geht es beim Chokoladenmehl, das vielfach künstlich gefärbt ist (mit Sandelholz oder Anilinfarbe), ohne deshalb eine Bezeichnung zu tragen, ferner bei Kaffeejurrogaten, bei Honig und Weizenbier usw. Dr. Forster erwähnt die Verpackung von Kunsthonig in große Blechbübel, auf denen in riesengroßen Buchstaben das Wort „Wästenhonig“ zu lesen ist, während darunter in winzigster Schrift das Wörtchen „Ersatz“ gedruckt ist. —

Aus dem Tierleben.

— Der Weidenbohrer gilt als ein unheimlicher und gefährlicher Gast in den Gärten, wo er nicht nur Obstbäume, sondern, wie sein Name sagt, vor allem Weiden, dann Pappeln, Eichen, Rinden und sogar auch Walnußbäume heim sucht. Er erscheint als ein großer grauer Spinner, der im Juli zur Nachtzeit seine Eier haufenweise an die Rinde der genannten Bäume legt. Während ihres zweijährigen Fraßes, anfangs unter der Rinde, später in den saftführenden Holzschichten, können die fleischroten, widerlich riechenden Raupen, die mit hornartigen, nach vorwärts gerichteten Kiefern bewaffnet sind, den bewohnten Baum allmählich zu Grunde richten. Gegen den letzten Winter fertigt die Raupe in einem erweiterten Bohrgange aus Spinnfäden und

Holzspähnen einen derben Cocon, in welchem sie den Winter über ruht und sich im Frühling in eine braune Puppe verwandelt, die an den Hinterleibsringen Kränze von rückwärts gerichteten Stacheln hat. Mit Hilfe der letztern schiebt sie sich im Juli aus dem Gespinnst heraus und endlich so weit vorwärts, daß sie zur Hälfte aus der Baumrinde hervorsticht. An demselben Abende schlüpfet der Schmetterling aus und sitzt an der Baumrinde, bis seine Flügel ausgebildet und erhärtet sind, worüber einige Stunden vergehen. Dann fliegt er davon, paart sich, und gleich darauf beginnt das Weibchen mit der Eiablage. Die beiden Geschlechter sind in Beziehung auf Größe sehr verschieden, das Männchen ist klein, das Weibchen dagegen hat eine Länge von ca. 5 Centimeter und eine Flügelweite von 9 Centimeter; sein Hinterleib hat einen Durchmesser von ca. 2 Centimeter.

Die Vertilgung kann, schreibt „Haus, Hof und Garten“, nicht so leicht vorgenommen werden, eine Hauptsache ist das Abfuchen der Falter und Puppen an den Bäumen, was mit Erfolg nur gegen Abend geschehen könnte. Aufstreichen der sichtbaren Bohrlöcher mit Kitt, Lehm oder Baumwachs bringt die Raupe zum Ersticken, auch mit einem Draht, den man in das Bohrlöcher einführt, läßt sich die Raupe töten. Sehr stark befallene Bäume sind dem Tode geweiht, man haut sie am besten um und verbrennt das Holz; beim Zersplittern sollte man die Raupen auch töten, sonst vertriehen sich dieselben in andre Bäume. —

Technisches.

— **Gegossener Granit.** Eine neue Art Straßenpflaster ist in einer der verkehrsreichsten Avenuen in New York versuchsweise zur Anwendung gelangt. Es besteht aus geschmolzenem Granit. Das Gestein wird zuerst unter mächtigen Maschinen mit Dampf betrieb zu Pulver zerkleinert, dann in Öfen bis auf 1700 Grad erhitzt. So geschmolzen wird die Masse in noch weichem Zustande zu Würfeln geschnitten, die nun als Pflastersteine benutzt werden. Diese haben den Vorzug, daß ihr Korn von so außerordentlicher Feinheit ist, wie es bei dem natürlichen Stein niemals gefunden wird. Sein Widerstand gegen den Druck erreicht 780 Kilogramm auf das Quadratcentimeter. Feuchtigkeit und Frost sollen ohne Wirkung bleiben. Ueberhaupt scheint diese neue Art der Pflasterung nur einen Nachteil zu besitzen, indem ein Sturz auf dieses Pflaster wegen der Härte des Bodens äußerst schmerzhaft ist. —

(„Umschau.“)

Humoristisches.

— **Das Höchste.** Zwei Weinreisende sitzen beisammen, von denen der eine fürchterlich mit der Unmasse seiner Bestellungen renommirt. Der andre hört ihm lange ruhig zu. „Ach ja,“ sagt er endlich, „es ist schlimm, wenn man so viele Aufträge erhält, daß man sie gar nicht mehr alle effektuieren kann. Wir haben in Gesellschaft fünf Kandidaten der Theologie sitzen, bloß um Trostbriefe an solche Kunden zu schreiben!“ —

— **Gemütlich.** Fremder (nachdem er in einem Dorfgasthof die hohe Rechnung bezahlt hat): „Na, Ihr Hotel werde ich empfehlen; das ist ja die reine Bauerufängerei!“

Wirt: „Ich rate Ihnen, reden Sie nicht so lange, sonst versäumen Sie noch den letzten Zug . . . und dann müssen Sie nochmal bei mir einkehren!“ —

— **Undankbar.** „Aim, lieber Kollege, wie geht denn hier in diesem Nest die Praxis?“

„Einfach erbärmlich! Kein Mensch wird krank; vorigen Herbst habe ich meine ganze Obsterte unter die Dorfjugend verteilt, 's war aber auch umsonst!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— **Otto Julius Bierbaum, Karl Vosse, Richard Dehmel, Gustav Halle, Hugo v. Hofmannsthal, Arno Holz, Detlev v. Liliencron** haben sich zusammengeschlossen, um den Herausgeber von Anthologien, welche bisher einzelne Gedichte ohne jede Gegenleistung, ja ohne auch nur um Erlaubnis zu fragen, in ihre Bücher aufnehmen konnten, gewisse Bedingungen aufzuerlegen. —

— **Das Residenz-Theater** bringt am 30. August „Der Fall Mathieu“ von Tristan Bernard als erste Novität der Winteraison. —

— **Im Opernhaus** wird die Winteraison in der letzten Augustwoche eröffnet werden. An Novitäten sind vorausgesehen: „Feuersnot“ von Richard Strauß, „Manon“ von Massenet und „Luise“ von Charpentier. —

— **Richard Strauß** wird in den diesjährigen modernen Konzerten des Berliner Tonkünstler-Orchesters (Kroll) drei größere Werke eigener Komposition zur Aufführung bringen. —

— **Drei Preise**, von 3000 M., 2500 M. und 1000 M., werden für Entwürfe zum Neubau eines Landeshauses des Regierungsbezirks Wiesbaden ausgeschrieben. Außerdem ist noch der Anlauf zweier Entwürfe für je 500 M. vorgesehen. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. November. —

— **Es giebt auf der ganzen Erde 3085 Papierfabriken** mit einer Gesamtzeugung von 7904 Millionen BUCH im Jahre. Die Hälfte dieses Papiers verbrauchen die Buchdruckereien; 600 Millionen BUCH entfallen auf Zeitungen. —